

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Witkop, Philipp

München, 1929

Hugo Müller, stud. iur., Leipzig [...]

[urn:nbn:de:bsz:31-324269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-324269)

H u g o M ü l l e r , stud. iur., Leipzig,
geb. 5. Mai 1892 in Buchholz (Erzgebirge),
gef. 18. Oktober 1916 bei Warlencourt (im Ancretal).

Vor Agny, südöstlich Arras, 17. Oktober 1915.

Anbei lege ich eine französische Soldatenpostkarte, die ich bitte, in meinen Kriegserinnerungen aufzuheben. Die Karte stammt aus der Briefftasche eines gefallenen Franzosen. Überhaupt war es hochinteressant, die Brieffschaften der gefallenen und gefangenen Franzosen zu studieren. Genau wie bei uns kehrt auch dort die Frage oft wieder: „Wie denn soll das noch enden?“ Zu meinem Erstaunen las ich eigentlich nie gehässige oder abfällige Bemerkungen über Deutschland und die deutschen Soldaten. Hingegen sprach aus vielen Briefen der Angehörigen der feste Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Sache, teilweise auch Siegeszuversicht. Mit jedem Briefe hofften Mutter, Frau, Braut, Kinder, Freunde, deren Photographien oft dabeilagen, auf fröhliche Rückkehr, auf baldiges Wiedersehen — und jetzt liegen sie alle tot und kaum verscharrt zwischen den Schützengräben und über sie pfeifen die Kugeln und singen die Granaten ihr grausiges Sterbelied. Wohl denen, die wir oder die drüben wenigstens noch halbwegs anständig begraben konnten; noch heute aber hängen Fesseln von Menschenleibern in den Drahtverhauen. Vor unserem Graben lag bis vor kurzem noch eine Menschenhand mit Fingerring, ein paar Meter davon ein Unterarm, von dem zuletzt nur noch der Knochen übrig war. So gut mundet den Ratten das Menschenfleisch. Schenßlich — wer das Gruseln nicht kennt, lernt es hier. Ich habe es verlernt. Wenn ich so nachts allein durch die Gräben und Gassen gehe und es raschelt hier und raschelt dort, jeden Moment kann ein Schwarzer einem an die Gurgel springen — wenn alles so pechschwarze Nacht ist —, das ist manchmal tatsächlich schauerlich; mit der Zeit aber habe ich mich gewöhnt und ich bin ebenso kalt dagegen geworden wie unsere Landsker. Der Krieg verroht Herz und Gemüt, macht den Menschen kalt gegen alles, was ihn sonst ergriff und bewegte; und doch sind diese Eigenschaften, Härte und Unbarmherzigkeit gegen das Schicksal und den Tod notwendig für die heißen Kämpfe, zu denen der Schützengrabenkrieg führt. Wer die ganze Tragik der mannigfachen Ereignisse, die schon der normale Tag hier bringt, auf sein Gemüt einwirken lassen will, der muß seinen Verstand verlieren oder mit hochgehobenen Armen zum Feinde überlaufen.

Vor Arras, 23. Februar 1915.

. . . Neulich haben wir eine französische Patrouille abgeschossen; den einen zertraten wir herein durch unseren Drahtverhaun, ein großer, dicker Brauereibesitzer aus Paris: „Mon camarade, s'il vous plait!“ — „S'il vous plait? mon dieu!“ war alles, was er noch sagen konnte, ehe er seinem schweren Bauchschuß in unserer Gasse erlag.

Vor Armentières, 30. Dezember 1915.

Als ich gestern abend 12 Uhr von der Ronde zurückkam, habe ich ausgepackt, habe die Tannenzweige an die Wand gesteckt, einige Lichter angezündet und mit meinem Burschen Weihnachten gefeiert. Selbst die Mäuse und die Ratten haben an diesem Feste teilgenommen und mitgeknabbert an den Stollenbröckchen und an der Malhaut. Das geht nun einmal nicht anders hier draußen, da will jedes seinen Teil und Teilchen haben, und es herrscht hier beinahe altchristlicher Kommunismus, der das Teilen mit seinem Nebenmenschen als eine der ersten Tugenden befiehlt. Und das ist auch recht so, denn fast täglich und stündlich wird uns hier das Märchen vom Besitz, den die Motten zerfressen oder die lachenden Erben an sich reißen, zur grausigen Wahrheit. Noch zittert in mir die Aufregung vom gestrigen Nachmittag, an dem die Engländer unseren Graben mit Schrapnells und Gewehrgranaten überschütteten. Mehr als eine Wasserlache war purpurrot gefärbt vom Blute der zu Tode Getroffenen, und ich mußte an die alten Heldensagen denken, wo die Krieger durch das Blut der Erschlagenen wateten, als ich während meiner Dienstzeit von 3 bis 6 Uhr durch die Gräben patrouillierte, immer das bange Gefühl im Herzen: jetzt erwischt's auch dich . . .

Im Schützengraben, 11. März 1916.

Jene Minengeschichte werde ich nie vergessen. Alles was ich nicht gerade am Leibe trug, war futsch. Was ich von dem übrigen noch leidlich Erhaltenen nicht gleich nach der Beschießung mit eigenen Händen aus den Trümmern zu graben vermochte, haben unsere Landsjer gemopft, die sich jedes solche Unglück schnell zunutze machen. Am nächsten Morgen war von den Brettern und Pfählen des „stolzen“ Baues überhaupt nichts mehr zu sehen; flinke feldgraue Heingel-männchen waren nachts am Werke gewesen, schon um wieder etwas Brennholz zu ergattern. Einesteils traurig, andernteils verständlich; wir werden alle mehr oder weniger hart und gefühllos hier draußen in diesem schrecklichen Krieg; wer

das nicht wird, wird verrückt im wahrsten schrecklichen Sinne des Wortes. Soeben habe ich einen Brief an den Vater eines vorgestern gefallenen Unteroffiziers meines Zuges geschrieben. Wenn die armen Eltern ihren Sohn gesehen hätten! Eine Granate hatte ihm den Kopf weggerissen, das Gehirn haben wir buchstäblich mit dem Spaten zusammengekrast. Solche Bilder gehören nicht zu den Seltenheiten des Schützengrabenlebens! Auf den Wagen, auf denen das Essen abends herausgefahren wird, bringen sie dann diese blutigen Reste einstigen stolzen Menschentums zurück. —